

JEAN-PIERRE ABRAHAM

Der Leuchtturm

aus dem Französischen  
und mit einem Nachwort  
von Ingeborg Waldinger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien erstmals 1967 unter  
dem Titel »Armen« bei Éditions du Seuil

© 2024 Jung und Jung, Salzburg

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagbild: Phare d'Ar-Men – Ile de Sein

© Ronan Follic – photographie de mer et de tempêtes

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-401-9



JUNG  
UND  
JUNG

Für meine Mutter

Ich habe die ganze Nacht vor mir. Nebel wird es keinen geben. Der Horizont ist klar, alle Leuchtfeuer sind zu sehen. Der Wind hat wieder auf Nord gedreht, aber die starke Dünung hält an, und für Augenblicke erbebt der Leuchtturm in dem Getöse.

Soeben ist meine Lampe zu Boden gefallen. Ich habe nicht bemerkt, wie sie mit jeder Erschütterung näher an den Rand des Werkstisches rückte. Sie ist auf meine Knie gekippt, dann auf das Untergestell aus Eisen. Der Dienstraum hat jenes unwirkliche Aussehen angenommen, das ich nicht mag. Die vom Drehfeuer einfallenden Lichter und Schatten huschen über die Holzvertäfelungen. Manche scheinen von unten, über die Treppe des Maschinenraums zu kommen. Der Messingschrank, die Zahnräder des Uhrwerks, das gewundene Geländer blitzen auf. Sonst ist es dunkel.

Die Gläser für die Reservelampe lagern in Martins Zimmer. Heute Nacht werde ich nichts mehr anfangen. Es läuft nicht besonders gut. Das wollte ich eben festhalten.

Ein großer Vogel kreist um die Laterne. Er gerät mit den Schwingen gegen die Scheiben, geht auf Distanz, lässt sich von einem der Lichtbündel erfassen, dreht sich mit, stößt erneut gegen das Leuchtfeuer. Er gibt keinen Laut von sich.

Um ihn besser zu sehen, bin ich auf die Galerie hinausgetreten. Es ist ein brauner Vogel, seinen Namen kenne ich nicht.

Das Leuchtfeuer von Sein ist allzu klar, das gibt erneut Schlechtwetter.

Später, wenn die Winde vom Land kommen, werden wir hier Tausende von Vögeln haben. Und dichten Nebel dazu.

Fünf Stunden. Diese Stunden sind mir leer erschienen. Derzeit brächte ich nur völlig Beliebigen zu Papier. Also bin ich mehrmals in die Laterne hinaufgegangen, habe mich langsam mit dem Leuchtfeuer gedreht und angestrengt versucht, in der Dunkelzone hinter den drei Blendspiegeln zu bleiben. Unsichtbarer kann man nicht sein.

Nun steigt die Kälte auf. Die Morgendämmerung naht. Der Vogel hockt auf der schmalen Mauer unterhalb der Scheiben und starrt auf das Feuer. Ich habe ihn von der Laterne aus beobachtet, aus nächster Nähe, als ich bis zur Hüfte in der Zugangsluke stand. Von Auge zu Auge, zwischen uns nur die Scheibe. Er rührte sich nicht. Er nervt mich.

*18. November*

Ein gewisser Moment des Abends wird im Schein der Lampen noch schwerer.

An diesem Abend fiel mein Blick flüchtig auf Martins Gesicht. Es hob sich klar von den weißen, mattgeschauerten Kacheln der Küchenwände ab. Seine Augen sah ich dabei nicht. Seit vierzehn Tagen liest er nun in der alten Zeitung, in die bei seiner Ankunft der Tabak eingerollt war. Auf der ersten Seite sieht man das noch rauchende Gerippe eines Gebäudes – es sieht aus wie die Gare de Lyon – und im Hintergrund schemenhaft einen Hügelzug.

Seine Nase ist auffallend schön, sie hat einen großartigen Schwung. In seinem Mundwinkel zuckt, ohne dass er es weiß, unablässig ein Schatten. Martin ist verschlossen. Wenn er lächelt, erzittert der Schatten, wird kläglich fragil. Mitunter weitet er sich aus, verschlingt die Wangen und die riesigen Augen. Martin hat ein silbrig-blaues Gesicht. Als Kind haben mich solche Gesichter in spanischen Museen verfolgt.

Zu einem gewissen Moment erhellen die Lampen nicht nur nichts, sondern trüben selbst das restliche Tageslicht. Die Konturen der Dinge werden unscharf. Die Gesichter sind verstört, die Gebärden unbeholfen. Der Einbruch der Nacht trifft einen stets ein wenig unvorbereitet. Man beeilt sich, sagt nichts, was den anderen beunruhigen könnte.

Schließlich kommt der Flamme der Lampen nicht mehr Bedeutung zu als den Messingknöpfen auf den Kisten.

Wir blicken auf die Uhr. Es ist soweit. Martin steht auf und stößt einen langen Seufzer aus, der wohl komisch wirken sollte. Das ist nun einmal seine Art von Humor. Er nimmt seine Lampe und geht, nachdem er sich feierlich verabschiedet hat, mit starrer Miene ab ins Treppenhaus.

Das Klappern der mit Nägeln beschlagenen Pantinen auf den Granitstufen schnürt mir das Herz zu, versetzt mich unbegreiflicherweise in Aufruhr. Ich sollte das Licht im Treppenhaus erwähnen, ein Licht wie in Klöstern. Ich habe Angst, dass ein Holzschuh an den Stufen hängen bleibt, der Rhythmus abbricht. Dann, so scheint mir, würde die Nacht mit einem Schlag hereinbrechen. Martin muss das wissen. Deutlich lässt er jeden seiner Schritte hallen. Das Geräusch wird langsam schwächer, klingt anders, als er den Maschinenraum durchquert – drei eher harte Tritte auf dem gekachelten Boden –, wird auf der Eisentreppe, die zum Wachzimmer führt, dumpfer und erlischt. Man geht nicht in Pantinen in die Laterne!

Das Licht im Treppenhaus bleibt den ganzen Tag über mild. Es fällt durch schmale westseitige Luken ein, die in jedem Zwischengeschoss gleichmäßig angeordnet sind. Abends erstrahlt zuweilen der ganze Raum.

In der Küche ist es nie wirklich hell. Die Bronzeplatte,

die das Fenster bei Schlechtwetter schützt, geht nur zur Hälfte hoch.

Im darunterliegenden Lager lässt das milchige Bullauge gerade einen Schimmer meergrünes Licht durch.

Ganz unten, im Zugangskorridor zwischen den Öl- und Wassertanks, ist es stockdunkel. Dort befindet sich die eiserne Falltür zum ehemaligen Kohlenbunker; derzeit steht er offenbar unter Wasser.

Martin lehnt in der Laterne an einer Scheibenverstrebung, blickt gedankenverloren auf die bewegte See im Westen. Das Feuer singt. Die unter dem Brenner in einem Spiegel sichtbare Flamme ist blau und ruhig. Die Optik unter ihrer weißen Schutzhülle steht noch still. Die Sonne ist untergegangen. In den Ventilatoren der Kuppel säuselt der Wind. Wir ziehen das Uhrwerk auf. Das am Grunde seines Schachtes ruhende Gewicht streift, als es bei der ersten Kurbeldrehung wieder hochkommt, auf Küchenhöhe dumpf die Seitenwand. Im Treppenhaus werden die Steine dunkel.

Ich muss vor Mitternacht ein wenig schlafen. Vergebliche Fragen. Warum erstarrt das Herz beim Anblick einer Lampe, die am helllichten Tage brennt? Weshalb zieht mich das Wechselspiel von Licht und Schatten fortwährend in seinen Bann?

*19. November, 0.15 Uhr*

Orangenschalen glimmen gerade im Aschenbecher, als die tiefe Nacht anbricht. Der Wind hat zugelegt. Südwind, der am Nachmittag bei Stillstand des Niedrigwassers angekommen ist. Werde ich noch länger so fortschreiben, ohne klares Ziel? Es ist, als hielte ich mit meiner Lampe Totenwache, und dies seit drei Nächten. Ich mache mir Knoten ins Haar, bis ich sie wutentbrannt abschneide. Ich betrachte mich im Spiegel.

*21. November, 5 Uhr*

Ohne mir dessen bewusst zu sein, bin ich in die stumpfen Seelen alter Seemänner vorgedrungen. Letzthin, als ich nach zwanzig Tagen Schicht wieder auf die Insel kam, bewunderte ich sie noch, wie sie allesamt am Nordkai standen, einer neben dem anderen, und auf einen Punkt am Horizont starrten. Ich wähnte sie voller Klugheit und Erinnerungen. Jetzt weiß ich, dass sie bar jedes Gedankens sind. Die See ist durch ihre Augen eingedrungen, hat ihre Köpfe langsam leergeschwemmt.

Gelegentlich gehen sie ins Café, genehmigen sich ein Glas. Doch selbst dort, inmitten der träge dahinplätschenden Gespräche, wird ihr Blick vom alles verschlingenden Meer erfasst, durch die Fenster hindurch. Sie sind rasch be-

trunken. Ich wüsste zu gerne, ob auch sie auf hoher See jenen Moment erlebt haben, da die Haut dünn, endgültig lichtdurchlässig wird. Irgendwann hatten die Kerle doch erschauern müssen. War das zu spät passiert?

»Ich kann das Meer einfach nicht mehr sehen«, erklärt Marion, der Schönredner. Während meines letzten Landgangs war ich verwundert, ihn häufig stammeln, zaudern, sich mit der Hand übers Gesicht fahren zu sehen. Er verließ sein Atelier nicht mehr, hatte selbst auf den täglichen Inselrundgang verzichtet und ließ auf einem alten Grammophon, einem seltenen Stück, Musik erdröhnen. Er wurde feist.

Am Tag meiner Abreise begleitete er mich zur Mole, war mir beim Zusammenstellen der Lebensmittel behilflich. Als ich an Bord ging, meinte er knapp: »Auf uns kommt ein harter Winter zu«, und das mit einer Miene, die ich zuvor nie an ihm gesehen hatte.

*22. November, 14 Uhr*

Drüben an Land Röcke aus grobem Leinen, Gewänder aus schwerem Tuch; hier draußen hoher Seegang. Martin atmet durch den Mund, zwischen den Lippen klemmt eine grässliche Kippe. Mitunter ergibt das ein abscheuliches Gerassel. Heute Morgen keuchte er auffallend. Nun achte ich auch auf meinen Atem. Ich sitze in der Küche, wage mich

nicht mehr von der Stelle. Dies sind die trostlosen Stunden am Nachmittag.

Die Dünung hat bei Tagesanbruch eingesetzt. Den ersten Anprall vernahm ich im Dunkel meiner Kojе, ihm folgte eine lange Stille. Dünung aus Nordwest. Ich habe nicht mehr geschlafen. Wir sind Gefangene, vielleicht für lange Zeit. Nicht ein Windhauch.

Die raue See ließe sich gut zeichnen, ist präzise wie Blattwerk. Sie bietet nun all ihren Pomp auf, rollt an, zerburst am Unterbau und formt um den Leuchtturm ein weites Gischtgestade, dessen Gleißeln kein Blick standhält. Gewaltige Schimmer gleiten über die Plattform, durchlöchern das Halbdunkel der Küche, lassen friedliche Objekte aufblitzen. In der endlosen Stille zwischen den Wogen höre ich meinen zu raschen Atem. Ich warte. An der Fensternische taucht ein kleiner Lichtfleck auf, wandert langsam weiter, wird plötzlich hohl, scheint Risse zu bekommen und verschwindet in dem Moment, als das Tosen wiederkehrt. Sonne und Welle explodieren zur gleichen Zeit. Abermals kriechen Schatten und Stille empor. Licht, Explosion, Stille und der weiße Fleck. Ich will nicht länger hinsehen, tue es dennoch von neuem. Der Inhalt der trüben Kaffeekanne auf dem Tisch gleicht einem schwarzen, matt schimmernden Rund, durch das jedes Mal kleine Wellen laufen. Nun erzittert es nicht mehr. Eigentlich möchte ich etwas anderes sagen. Tief Atem holen. Wünschen, verzichten; Welle für Welle. Kann man noch bedürftiger sein?

Unerschütterlich ruhig das Licht im Treppenhaus. Das Getöse lässt nach. Von hier aus kann man spielend den Lauf der Sonne verfolgen. Der durch die Luken erspähte Horizont ist scharf wie die Krone einer ganz nahen Mauer.

Ich begab mich nach oben. Martin hielt seine Siesta. Als ich, die Holzschuhe in der Hand, an seinem Zimmer vorbeischlich, stand die Tür halb offen; ich bekam ihn für eine Sekunde zu sehen. Er lag angekleidet in seiner Kojе, die Augen weit geöffnet, zum Plafond gerichtet. Ohne Mütze hat er einen furchtbaren Kopf, einen hohen, bleichen Schädel mit strähnigem Haar. Den Kopf eines Ertrunkenen.

Ich zog in der Laterne die Vorhänge zur Seite, um noch einen Blick nach draußen zu werfen. Der Himmel gleißte. Der zwei Meilen östlich stehende kleine Turm von Namouic, ein Orientierungspunkt bei dichtem Nebel, war weiß wie die Gischt. Am Horizont waren klar die niedrigen Häuser der Insel zu sehen und dahinter, in zartem Ocker, die Pointe du Raz. Im Westen, auf Höhe der gerade erahnbaren Bouée Occidentale, brachen über unsichtbaren Sandbänken die langen glatten Barren der Dünung. Flüchtige Regenbogen verblassten in der Gischt. Keine Regung im Norden, weit im Süden ein Frachter. Seit geraumer Zeit schon ist die See grau, reden wir also nicht mehr davon.

Niemand kann sehen, was sich unserem Auge darbietet. Kein Schiff kann derzeit heranfahren.